GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Glitter statt Grabstein : Künstlerische Repräsentation von Transgender als Strategien gegen das Vergessen

Thilmann, Pia

2008

https://doi.org/10.25595/586

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Thilmann, Pia: *Glitter statt Grabstein : Künstlerische Repräsentation von Transgender als Strategien gegen das Vergessen*, in: Querelles : Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung (2008) Nr: 13, 237-249. DOI: https://doi.org/10.25595/586.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Wallstein Verlag.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Quer*elles*. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung
2008

Quer*elles*. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung
erscheint in Verbindung mit der Edition
Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung
an der Freien Universität Berlin

Beirat

Anke Bennholdt-Thomsen (Berlin), Renate Berger (Berlin),
Ulla Bock (Berlin), Angelika Ebrecht-Laermann (Berlin),
Susanne Kord (London), Irmela von der Lühe (Berlin),
Anita Runge (Berlin), Angelika Schaser (Hamburg),
Sabine Schülting (Berlin)

Herausgeberinnen des Bandes
Anja Schwarz und Sabine Lucia Müller

Redaktion
Anita Runge
Zentraleinrichtung zur Förderung
von Frauen- und Geschlechterforschung
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin

QUER*ELLES*

Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 2008
Band 13

Iterationen: Geschlecht im kulturellen Gedächtnis

WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Sabine Lucia Müller und Anja Schwarz: Einleitung: Iterationen. Geschlecht im kulturellen Gedächtnis 7

Aufsätze

Anne Enderwitz: Ereignis und Wiederholung als Koordinaten von Geschlecht und Gedächtnis 29
Marcel Finke: Tableaus des Vergessens. Temporalität und produktive Krise bei Muybridge und Butler 49
Corinna Tomberger: »Veteran des deutschen Verbrechens«: Jochen Gerz. ›Doing gender‹ und ›doing nation‹ in der bundesdeutschen Erinnerungskultur 73
Sabine Lucia Müller und Anja Schwarz: A Ready-made Set of Ancestors. Re-enacting a Gendered Past in *The 1900 House* . . . 89
Kateřina Kolářová: (Mis)Remembered Me: Symonds as ›the Homosexual‹? Troubles with Memory and Sex 111
Eneken Laanes: Confession. Performative Production of Gender and Memory in Tõnu Õnnepalu's *Border State* 133
Franziska Rauchut: Queeres Gedächtnis. Zur Bedeutung von Erinnerungspraktiken in den Queer Studies 155
Christina Wald: Reproductions and No Original. Gender and Traumatic Memory 171
Jennifer Wawrzinek: The (Un)Becoming Subject in The Women's Circus' *Secrets* 191

Fundstück

Memoirs of John Addington Symonds (1840-1893). Dilemmas and Predicaments of Autobiographic Remembering. Presented by Kateřina Kolářová 217

Forum

Pia Thilmann: Glitter statt Grabstein. Künstlerische Repräsentationen von Transgender als Strategien gegen das Vergessen . . . 237

Neuere Forschungsliteratur zum Thema Gedächtnis und Geschlecht, zusammengestellt von Sabine Diste 251

Über die Autorinnen und Autoren 258

Editorial 261

FORUM

Glitter statt Grabstein
Künstlerische Repräsentationen von Transgender als Strategien gegen das Vergessen

von

Pia Thilmann

Gedächtnis und Transgender – wie geht das zusammen? Die Vergangenheit ist nicht einfach da, sondern wird nach Maßgabe der Gegenwart jeweils neu rekonstruiert. Geschlechterkonzepte sind ebenfalls ein Produkt ihrer Zeit. Die Annahme, dass sich ein endgültiges Narrativ der Vergangenheit erstellen ließe wird genauso wie die Annahme, dass nur und genau zwei Geschlechter existieren, in den letzten zwei Jahrzehnten zunehmend in Frage gestellt. Die sich verändernden Zuschreibungen, die in den Diskussionen um Erinnerung und Geschlecht auftauchen, lassen deren kontextabhängige Konstruktionen mehr und mehr als solche erkennbar durchscheinen.

Gegenüber medizinischen und psychologischen Diskursen, die queere Lebensentwürfe als Abweichen von der Norm und somit immer unter dem Postulat einer notwendigen Disziplinierung fassen, entzieht sich die Kategorie *Transgender* dieser »Sehnsucht nach Eindeutigkeit«[1] und stellt gewohnte Wahrnehmungsmuster auf die Probe. Hierbei liegt die Kraft von *Transgender* in seiner offenen Definition. Transgender ist die Selbstbezeichnung von Menschen, die sich als weder/noch oder sowohl/als auch männlich und weiblich ansehen, und sich nicht mit den beiden von der heteronormativen Gesellschaft angebotenen Geschlechterrollen abfinden wollen. Zahlreiche Begriffe wie Transe, Genderbender, Tranny, Transfrau, Tunte, Transmann und FtM[2] gehören in diese Kategorie. Ob in diesem Zusammenhang operative Maßnahmen, hormonelle Behandlungen, psychiatrische Gutachten, Namensänderungen oder »nur« die persönliche Auseinandersetzung gewählt werden, ist unerheblich, weil die Zugehörigkeit zu Transgender per Selbstdefinition gegeben wird.

1 Einleitung der Herausgebenden, S. 13.

2 FtM oder F2M steht für das englische Female-to-male und wird im Deutschen als FzM für Frau-zu-Mann abgekürzt.

Neben diesen individuellen Praktiken forciert eine seit den 1990er Jahren erstarkende politische Transgenderbewegung[3] Analysen, Kontroversen und gesellschaftliche Veränderungen auf dem Feld der Geschlechterordnung.

Transgender Praktiken sind als Irritationen zwar auffällig, können als Regelverstöße aber nur schwerlich in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben werden. In diesem Beitrag betrachte ich Transgender als Phänomen des »aus-der-Geschlechterordnung-Heraustretens« und untersuche das Verhältnis dieser Praktiken zum kollektiven Gedächtnis. Hierbei möchte ich zunächst die Schwierigkeiten ausführen, die sich beim Gedenken an Transgender ergeben, um anschließend künstlerische Versuche zu präsentieren, die Transgender und Gedächtnis thematisieren und den Versuch darstellen, ein queeres Gedächtnis zu etablieren.

I. Transgender und Gedächtnis: Ein schwieriges Verhältnis

Schon Halbwachs' Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis zeigten, dass sich soziale Gruppen durch geteilte Auffassungen einer gemeinsamen Vergangenheit auszeichnen, die in der kommunikativen Interaktion ihrer einzelnen Mitglieder etabliert werden. Im institutionalisierten Schulunterricht wird dies manifest: Er tradiert kanonisches Wissen um die Geschichte und formiert so den erinnernden Zugriff auf eine Vergangenheit, die andere bereits für uns rekonstruiert haben. Vergangenes verschwindet also nicht aus dem Gedächtnis, weil es zu lange her ist – die Verbindung reißt vielmehr ab, wenn sich niemand um diese Erinnerungen schert. Erinnerung braucht Arbeit und Pflege: Ohne Lobby, Wiederholungen und Besprechungen geht sie verloren.

Die Institutionalisierung eines gemeinsamen Gedächtnisses ist für Transgender daher eine große Herausforderung, weil die ›Gruppe‹ Transgender heterogen, minorisiert und ressourcenarm ist. Der geteilte soziale Rahmen, welcher gemeinsame Erinnerungen erst möglich macht, wird durch Transgender gesprengt. Sie durchbrechen die Ordnung und verlieren damit auch die Ordnungen des Gedächtnisses. Somit gelten sie zwar

3 Die europäische Transgenderorganisation TGEU (www.tgeu.net) stimmt länderübergreifend Aktionen ab; der Berliner Verein TriQ für Transgender, Intersex und Queers arbeitet an der Einrichtung eines Transgenderzentrums (www.transinterqueer.org); in den Niederlanden veranstaltet die Stiftung T-Image seit Jahren erfolgreich ein Transgender-Filmfestival und unterstützt andere Vernetzungen und Forschungen (www.t-image.org).

als schrill, aber paradoxerweise ist gerade *Unsichtbarkeit* – und hier insbesondere das fehlende Wissen um historische Vorbilder – ein zentrales Problem von Transgendern. So erwecken beispielsweise Lehrbücher und Studien zu Transgender häufig den Eindruck, als gäbe es außer Transvestiten und transsexuellen Frauen keine anderen Formen von uneindeutigen Identitätsentwürfen.[4]

Kontinuitäten: Was nicht passt, wird passend gemacht

Im Gedenken an verstorbene Transgender-Menschen wird die Problematik eines mangelnden kollektiven Bezugsrahmens für ein queeres Gedächtnis schnell deutlich. Die in offiziellen Dokumenten und auf Grabsteinen oder in Traueranzeigen verzeichneten bürgerlichen Namen decken sich nicht mit der Lebensrealität vieler Transgender.

Parallel zu diesen öffentlichen Repräsentationen von Toten sind Erzählungen innerhalb der Familie wirkmächtige Vermittler von gelebten Erfahrungen. Transgender im Familienalbum zu finden ist jedoch selten möglich. Bei Totenfeiern wird häufig auf Wunsch der Familien die queere Biographie heteronormativ umformuliert: »Das Glück der Ehe war ihm nicht beschieden« heißt es dann beispielsweise über eine Tunte. Ein Selbstentwurf, der schon zu Lebzeiten nicht anerkannt war, wird auf diese Weise nachträglich vollständig ausgelöscht. Die kollektiv identitätsstiftende Funktion von Gedächtnis erlaubt allein ein Gedenken der eigenen Toten. Sie verbietet ein Erinnern an jene ›Anderen‹, die in der geteilten Erinnerung ebenso keinen Raum einnehmen können, wie es überhaupt keine Tunten, Mannweiber, Schwanzmädchen, Transen, schwule Mädchen usw. geben darf.

Somit ist es nicht überraschend, dass ortsgebundene Erinnerungskulturen wie Gräber und Familiennarrative im Transgender-Zusammenhang häufig ihre Bedeutung verlieren. Partnerinnen und Partner sowie Freundinnen und Freunde aus der ›Szene‹ wissen häufig nicht um Geburts- und Begräbnisort, während die schon beschriebene gewollte ›Fehlerinnerung‹ im familiären Zusammenhang die noch verbleibenden Spuren eines Transgender-Lebens tilgt.

4 Vgl. Vennix, Paul: Travestie. Een serieze (nood)zaak. Delft 1999 und ders.: Genderidentiteit en werk bij man-naar-vrouw transgenders. In: Tijdschrift voor Seksuologie, 2002, Nr. 26, S. 245-252 sowie Lindemann, Gesa: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt/M. 1993 und Hirschauer, Stefan: Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt/M. 1993.

Diesem Nicht-Erinnern, das Transgendern von außen häufig widerfährt, steht noch eine zweite, interne ›Amnesie‹ zur Seite: Der Entschluss, mit selbst gewähltem Namen, neuer Rolle und transformierter Identität zu leben, kostet oft die eigene Vergangenheit, von der dann nicht (mehr) gesprochen wird. Das Leben im ›falschen Geschlecht‹, die Erfahrungen aus der Zeit ›davor‹, die Kindergeschichten, Beziehungen und persönlichen Alltagserfahrungen eines Lebens fallen zuweilen einer Selbstzensur zum Opfer. Widersprüche haben keinen Platz in einer autobiographischen Erzählung, die Sinn machen soll; die ›Sehnsucht nach Eindeutigkeit‹ glättet Geschichte. Das alte Leben lässt man hinter sich, die alten Fotos verschwinden und über ›damals‹ wird geschwiegen.

Ähnlich anderen Emanzipationsbewegungen des 20. Jahrhunderts, die ihre spezifischen Erinnerungen eingefordert und sich selbst neue Geschichtsbücher sowie Heldinnen und Helden gegeben haben, greifen auch Transgender auf Strategien der Archivbildung und des Heldengedenkens zurück, um der eigenen Identität in der Gegenwart Halt zu geben. Diese möchte ich im Folgenden beschreiben.

Den Verlust zeigen – Transgender im Archiv

Das Archiv ist ein Instrument, die Vergangenheit in die Gegenwart zu holen. Seine Nutzung eröffnet neue Blicke auf die Gegenwart, wenn die Grenzen zwischen Raum und Zeit, Leben und Tod aufgebrochen werden. Die im Archiv zugängliche Vergangenheit kann in die Gestaltung des Heute einfließen. Allerdings ist keinem Ort seine Bestimmung zum Gedächtnisort inhärent, die Bedeutung wird zugeschrieben. Orte des Gedenkens sind auch Orte des Herrschaftsanspruches. Für die Gruppenidentität sind sie wichtig und deswegen oft umkämpft. Zudem markiert der öffentliche Raum, den ein Archiv einnimmt, die gesellschaftliche Macht und Sichtbarkeit der mit ihm verknüpften Erinnerungen. Somit sollte es nicht überraschen, dass es bisher kein ausschließliches Transgender-Archiv gibt.

Das Schwule Museum in Berlin ist ein Beispiel für einen Ort, der explizit einer nicht-heteronormativen Erinnerung dienen soll. Dem Titel nach für ›Schwules‹ zuständig, umfasst die Sammlung aber auch einige Artefakte des Lesben- und Transgendergedenkens. Aus gedächtnistheoretischer Perspektive ist dies problematisch. Diese thematisch ›abschweifenden‹ Objekte sind im Schwulen Museum nicht richtig eingeordnet, weil die Verwechslung von Trans- und Homosexualität und das Unterschlagen von lesbischem Leben die verkürzte heteronormative Perspektive fortschreiben, die gängig, aber deswegen nicht weniger zurichtend

Abbildung kann aus urheber*innenrechtlichen
Gründen nicht angezeigt werden

Abb. 1: Der bayerische Bauer M., der vom Berliner Polizeipräsidium die Erlaubnis zum dauernden Tragen von Frauenkleidung erhielt. Aus: Back, Georg: Sexuelle Verirrungen des Menschen und der Natur. Grosses ill. Sammelwerk üb. d. krankhaften Erscheinungen d. Geschlechtstriebes, das echte u.d. Schein-Zwittertum beim Menschen, u.a. rätselhafte Erscheinungen d. Natur auf sexuellem Gebiet. Berlin 1910, o. P.

ist. Marginalisierung von Frauen und Transen wiederholt sich, solange sie nicht als solche benannt sind und vorgeblich mitgemeint werden. Trotzdem kann im Schwulen Museum Transgender als Wissensfeld zumindest ansatzweise in Archiv- und Museumsstrukturen aufgenommen werden, um Pflege und Erschließung zu ermöglichen.

Explizite und implizite Konzepte des Gedenkens an Transgender sind hier verhandelbar, zum Beispiel wenn bei einem doppelten Porträt darauf verwiesen wird, dass dem abgebildeten Menschen das Erscheinen in der Öffentlichkeit als Angehörige des anderen Geschlechts erlaubt wird. Das Bild »Der bayrische Bauer M.« (Abb. 1) hängt in der Dauerausstellung des Museums in der Abteilung »Die erste schwule Selbstorganisation«, welche die Arbeit des Wissenschaftlich Humanitären Komitees vorstellt. Obwohl sich das WHK in Vorträgen, Petitionen und Publikationen, besonders dem *Jahrbuch für Sexuelle Zwischenstufen* durchaus der Beratung

und Unterstützung von Transgendern widmet, betont die Überschrift der Ausstellung allein schwule Verbände. Ebenso wenig werden Kriminalisierung und Polizeigewalt gegen Transgender thematisiert. Der preußische Verwaltungsvorgang, der gesondert und explizit die Erlaubnis zum Crossdressen erteilt hatte, kann hingegen ausgestellt werden. Diese »Erlaubnis« weist allerdings mehr auf den prekären Status des verwalteten Subjekts, seine Einordnung und Regulierung hin, als dass sie Aufschlüsse über den Alltag gibt. Im Schwulen Museum sind Transgender somit zwar anwesend, haben aber keinen eigenen Ort. Würde die abgebildete Person in ihrem Wunsch als Frau zu leben ernstgenommen, verlöre sie ihren Platz im Archiv der männerliebenden Männer. Trotz dieser Kritik an der kuratorischen Praxis ist der breite Ansatz der Sammlung des Schwulen Museums von Bedeutung für ein Transgender-Gedenken, weil Erinnern ohne Wissen nicht möglich ist und die Öffentlichkeit der Mainstream-Institutionen andere Schwerpunkte setzt.

Erklärtes Ziel historischer Arbeiten zu Transgender ist es, heteronormative Annahmen herauszufordern, Anspruch auf die eigene Geschichte zu erheben und auf diese Weise die Zukunft zu gestalten. Die feministische Einsicht, dass eine wesentliche politische Dimension hinter den meisten sonst ›privat‹ begriffenen persönlichen Problemen steckt, gilt weiterhin. Alltagsgeschichtliche Studien können hier dazu beitragen, etwas, das als singuläres Gefühl eingestuft wird, zu einer historischen Erfahrung von gesellschaftlicher Relevanz zu machen. Folglich haben Marginalisierte häufig ein Bewusstsein davon, dass ihr ›archivalisches‹ Sammeln von Objekten durch ein spezifisches Begehren motiviert ist: dem sozialen Tod zu entkommen, der mit mangelndem Gedenken einhergeht.

Politische und kulturelle (Bewegungs-)Arbeit hat hier die Aufgabe, andernfalls übergangene Artefakte und Erinnerungen zu beanspruchen und zu pflegen, um auf diese Weise die Grundlage für ein geteiltes Gedächtnis zu schaffen. Aber in der Herstellung öffentlicher Gedenkkultur werden offensichtlich manche bevorzugt und manche ausgeschlossen. Nur bestimmte Erinnerungen zu Transgender schaffen es ins Archiv oder in übergeordnete Institutionen. Die Reihe der dort versammelten prominenten Transgender – Mary und Gordy, Lilo Wanders, Charlotte von Mahlsdorf – wiederholt, wer und was einseitig dominiert und strukturell vorgezogen wird: FtMs kommen nicht vor, Nicht-Weiße auch nicht.

Das Heldengedenken, das Einzelne als besonders erinnerungswürdig hervorhebt, ist daher aufgrund seiner spotlightartigen Ausschnitthaftigkeit eng begrenzt. Wohl geben das Angebot zur positiven Identifikation und das Vor-Leben queerer Lebensentwürfe den betrachtenden ›Nach-

fahren‹ Kraft – ambivalent bleibt jedoch die diesem Modus des Erinnerns eigene Form der Überhöhung, welche den Kontrast eines besonderen Einzelnen gegenüber der anonymen Masse betont. Mythenbildung und mediale Transformation sind Teil dieser Inszenierungsform, die sich an Charlotte von Mahlsdorf umreißen lässt: Sie lebte als Crossdresserin bei Berlin und veröffentlichte 1992, zehn Jahre vor ihrem Tod, ihre Autobiographie *Ich bin meine eigene Frau*. Das auf ihrer Lebensgeschichte basierende Theaterstück *I am my own wife* von Doug Wright hatte in den USA großen Erfolg.[5] Unter dem Titel *Ich mach' ja doch, was ich will* kommt das Stück über das ostdeutsche Schwanzmädchen 2007 rückübersetzt nach Deutschland zurück. Diese transkontinentale Erfolgsgeschichte bringt erstmals eine konsequente, künstlerisch bearbeitete Lebensgeschichte einer Transgenderperson in Deutschland auf die Bühne, obwohl Charlotte von Mahlsdorf als Person des öffentlichen Lebens schon lange kanonisiert ist (und ebenfalls im Schwulen Museum bedacht wird). Diese Bekanntheit beinhaltet auch, dass ihre Geschichte in der literarischen Fassung geglättet und dramaturgisch bearbeitet ist.

Wie ich zeigen werde, können performative Formen des Gedenkens – von mir ›Glitter statt Grabstein‹ genannt – helfen, die beschriebenen Ausschlüsse zu korrigieren: Die Marginalisierung von transgender Erinnerungen, der fehlende institutionelle Rahmen für ihr Gedenken und das Fortschreiben der heteronormativen Zurichtung von Biographien selbst nach dem Tod werden zumindest temporär in Bühnenshows, eigenen Ritualen, sowie einer von Aby Warburg inspirierten ›Umordnung‹ des Archivs aufgehoben, weil das Ephemere noch schneller entsteht als es verschwindet. Der Anspruch ist hierbei nicht, in Stein gehauene ewige Andenken für die Menschheit zu hinterlassen, sondern überhaupt Erinnerungen zu ermöglichen. Wenn im Museum kein Platz ist, dann eben an der Hintertür; wenn es keine Skulptur in städtischer Planung gibt, dann zumindest eine Installation auf Zeit.

II. Wider das Vergessen

Transgender-Erinnerung orientiert sich nur teilweise an tradierten Gedenkformen: Zeitgenossen, die Arbeitsstellen und Wohnorte häufig wechseln, können mit den lokal gebundenen Formen der Erinnerungskultur wenig anfangen. Friedhöfe verlieren ihren Hegemonialanspruch

5 Aufgeführt am Broadway, 2004 Pulitzer Preis für bestes Drama und Tony Awards für bestes Stück und besten Schauspieler.

als öffentliche Orte der Trauer. Stattdessen werden alternative »Marksteine« gestaltet: Publikationen, Festivals sowie Aufklärungskampagnen an Schulen stellen Versuche dar, langfristig Einfluss auf das Curriculum und den vermittelten Kanon zu nehmen sowie dem Verschweigen und Vergessen entgegenzusteuern.

Insbesondere Bühnenshows sind ein wichtiges Instrument der Erinnerungsarbeit, weil diese Performances Menschen erreichen, die sich nicht unbedingt dafür entschieden haben, eine Gedenkveranstaltung zu besuchen. Das Insistieren auf Transgender als relevantem Thema, das immer wieder angesprochen und vorgeführt werden muss und nicht verschwinden darf, ist der wertvolle Beitrag von Drag-Künstlerinnen und -künstlern als politischer Bewegung.

Der Walk of Fame der Schwestern der Perpetuellen Indulgenz (S.P.I.)

Nicht durch Bühnenshows, aber durch einen *Walk of Fame*, der nicht nur über die Anspielung auf Hollywood dem Gedenken an Transgender eine Bühne schafft, tragen die Schwestern der Perpetuellen Indulgenz[6] zur *memoria* bei. Die Schwestern sind ein internationaler, nicht kirchlicher ›Orden‹: ein Verein, der sich der Aids-Arbeit verschrieben hat. In Nonnentracht, mit bunter Gesichtsschminke auf weißem Grund sind sie auffällig und auch bei großen Veranstaltungen sehr sichtbar. Schon 1979 in San Francisco gegründet und seit 1982 in der AIDS-Aufklärung tätig, hat der Verein Ordenshäuser in den USA, Australien, Europa und auch Berlin. Neben Aufklärungs- und Fundraisingaktionen veranstalten die Schwestern auch Erinnerungsrituale, die sich außer HIV/Aids besonders Transgender widmen. Für die Berliner Ordensfraktion ist Transgender zentraler Bestandteil der eigenen Arbeit. Der *Walk of Fame* entstand als Liste von Namen, die beim Transgenderfestival Wigstöckel[7] auf der Bühne vorgetragen wurden, um an Verstorbene zu erinnern. Die Sprechenden standen im Dunkeln und brannten jeweils eine Wunderkerze ab. Um die Inszenierung visuell zu verstärken, wurden später Porträts der Toten gesammelt und vorgezeigt. Die Bilder können als Ausstellung in

6 Der Internetauftritt der Gruppe findet sich unter www.indulgenz.de.

7 In Anlehnung an das New Yorker Fest der Tuntenszene *Wigstock* findet die deutsche Variante, *Wigstöckel*, seit 1996 jährlich in Berlin statt. Das Festival umfasst inzwischen mehrere Tage und Veranstaltungen, verbindet Informationsangebote mit Kunst und dem Anspruch, die Vernetzung und Interessenvertretung von Transgender zu stärken. Der Internetauftritt des Festivals findet sich unter www.wigstoeckel.com.

Abbildung kann aus urheber*innenrechtlichen
Gründen nicht angezeigt werden

Abb. 2: Walk of Fame-Ausstellung im Kreuzberger Szeneclub SO36, 2006. Foto: Burghard Mannhöfer.[8]

Schmuckrahmen und mit kleinen Infotafeln versehen gehängt, als Diaprojektion gezeigt oder als mobile Ausstellung inszeniert werden. Bei Wigstöckel wurden die Bilder im Wandelgang um den Veranstaltungsort gehängt. Beim gleichfalls jährlich stattfindenden Trauermarsch, der an die an AIDS Verstorbenen erinnert, trugen Trauernde die Bildtafeln im Demonstrationszug. Diese in ein Ritual eingebundene körperliche Bewegung erlaubt Assoziationen zum Kreuzgang und zur Ikonenverehrung in Prozessionen.

Wie im Mittelalter *memoria* vor allem im Kloster gepflegt wurde, so übernimmt der Orden nun die Aufgabe, das Gedenken in die Welt zu tragen. Dabei verknüpfen die Schwestern in ihren Aktivitäten Versatzstücke aus sakralen und säkularen, mittelalterlichen und zeitgenössischen Gedenkritualen, wobei sie jedoch nicht nur den großen Stars und Ikonen gedenken. Einige Namen und Gesichter, wie eben Charlotte von Mahls-

8 Ich danke Burghard Mannhöfer für die Genehmigung der Abdruckrechte seiner Fotos.

Abbildung kann aus urheber*innenrechtlichen
Gründen nicht angezeigt werden

Abb. 3: Walk of Fame beim Trauermarsch in Berlin, Foto: Burghard Mannhöfer; Foto auf der Bildtafel: Archiv der Schwestern der perpetuellen Indulgenz

dorfs, tauchen zwar weltweit auf, im *Walk of Fame* werden lokal bekannte Transgender jedoch ebenfalls berücksichtigt. Hierfür qualifizieren sich auch Normalsterbliche durch Einsatz und eine Notizliste steht offen für Vorschläge, wer noch hinzugefügt werden soll. Wenn Besuchende weitere Namen in die Liste eintragen, wird ganz konkret, wie die erinnernde Beteiligung das zukünftige Gedenken formt. Zudem können die Tafeln, wie bei Aby Warburgs Mnemosyneprojekt, jederzeit anders gehängt und umarrangiert werden. Das Heldengedenken wird hier als offener Prozess definiert, der keinen Kanon fortschreibt, sondern zum freien Mitmachen einlädt.

Das Bild der Ausstellung (Abb. 2) zeigt links, leicht erkennbar, eine Schwester der Perpetuellen Indulgenz. Im Hintergrund sieht man die Bildtafeln des *Walk of Fame*, die ein Erinnern auch über den Zeitrahmen des Rituals hinaus ermöglichen und einen mobilen Raum des Gedenkens schaffen. Anstelle musealer Formen und der getragenen Stimmung einer Gedenkveranstaltung nutzt diese Form der Präsentation einen großen Tanz-und Partyraum. Die rund 1000 dort feiernden Gäste können somit jederzeit innehalten und die Bilder und Kurzbiographien betrachten.

Die Tafel für *Schwester Gerda von Oosten* (Abb. 3) erinnert an eine der

Abbildung kann aus urheber*innenrechtlichen
Gründen nicht angezeigt werden

Abb. 4: Walk of Fame. Foto: Burghard Mannhöfer, Foto auf Bildtafel links: Elke Günzler, Foto auf Bildtafel rechts: Jürgen Baldiga

Gründungsschwestern, die kaum als Bühnendarstellerin in Erscheinung trat, sondern vielmehr organisatorische Arbeit leistete. Sie bleibt unvergessen und ihrem Engagement wird nach wie vor Respekt gezollt.

Eine andere Persönlichkeit aus dem *Walk of Fame* ist *Sta*let* (Abb. 4, links im Bild; auf der rechten Bildhälfte abgebildet: Napoleon Seyfarth), in der Berliner House-Musik-Szene auch bekannt als DJ NIPLZ. Über einen spontanen Auftritt wuchs sie zum festen Gast des Performancekollektivs *Café Transler* in Berlin heran. *Sta*let* kombinierte bei ihren Auftritten Live-Gesang mit Gedichten, Texten, Toncollagen und Vollplayback. Häufige Themen waren Sex, schwules Leben und auch Vergänglichkeit.

Der *Walk of Fame* ermöglicht nicht nur ein Sichtbarmachen, sondern auch das Fortdauern von Lebensgeschichten. So werden kleine Anekdoten in den Kurzbiographien des *Walk of Fame* mittransportiert: Den auffälligen Namen hat Sta*let auf der Straße gefunden, in Form eines Plastik-Typenschildes von einem gleichnamigen Automodell.

Ins Auge fällt auch, dass es bemerkenswert wenige starre Rahmen gibt. Oft scheinen die Gedenkbilder aus dem Rahmen zu fallen, an dem sie befestigt sind.

III. Schluss

Das Schaffen von Erinnerungen und die Inszenierung des Gedenkens an Transgender sind verbunden mit der öffentlichen Äußerung »Seht her, es gibt uns«, die in Debatten eingreift. In der Vielzahl dieser gedenkenden Manifestationen, von denen ich hier nur zwei vorgestellt habe, wird der Vielstimmigkeit von Transgender, als wissenschaftliche Entität und als kultureller Mythos, als Abstraktion und Erfahrung, genüge getan.

Ausgeschlossen aus den sonst Kontinuität garantierenden Zusammenhängen, schaffen künstlerische Repräsentationen eine eigene Form des Transgender-Gedenkens. Sie bleiben dabei aber nicht gänzlich ohne Berührungspunkte zu traditionellen Formen des Totengedenkens, sondern knüpfen, wie oben beschrieben, an tradierte Techniken des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses an. Die Visualisierung Verstorbener als Ikonen oder in Familienalben sowie das Festhalten in Namenlisten und deren Iteration an festgelegten Feiertagen sind tradierte Formen des Gedenkens, die neu angewendet werden. Das Wiedererkennen dieser rituellen Handlungen ermöglicht es, sie als gedenkende Akte in ihrer Bedeutung zu entziffern. Völlig neue Formen des Gedenkens ohne solche Verweise blieben hingegen unverständlich. In ihrer Auseinandersetzung mit Traditionen werden jene jedoch nicht nur fortgeschrieben, sondern auch transformiert. Die Formen des Transgender-Gedächtnisses nutzen bestehende Ressourcen, die zunächst keinen Platz für deviante Geschlechterentwürfe einräumen wollten, auf ihre eigene Art und gewinnen mit dieser parasitären und zuweilen parodierenden Strategie doppelt:

Transgender erweitern erstens den Spielraum kollektiven Gedenkens für sich und andere. Der Rahmen dessen, was wahrgenommen, besprochen und erinnert werden kann, erweitert sich. Von diesen Interventionen in die identitätsstiftenden Vergangenheitsbezüge einer Gesellschaft können auch andere bislang Unsichtbare, Ungewollte oder Unpassende profitieren. Politischer Wandel, individuelles Erinnern und kollektive Erinnerungspraxen sind somit verquickt. Erinnerungsstützen müssen geschaffen werden, die tragen, was sonst keiner trägt. Unterstützung finden Transgender hierbei nicht bei heteronormativen Institutionen, aber bei anderen Verbündeten, indem Kooperationen mit bestehenden alternativen Strukturen praktiziert, Erfahrungen von anderen sozialen Bewegungen sowie Methoden und Ergebnisse feministischer Forschung einbezogen werden. Die Anstrengungen, die bislang unternommen wurden, können und sollen keine ewig gesicherten Ergebnisse garantieren, sind aber vielversprechende Anfänge.

Wichtig bleibt zweitens die weiterführende Perspektive: Zugang zu Archiven und luftdichte Konservierung dürfen nicht zum Selbstzweck werden. Vielmehr muss die lebendige Auseinandersetzung eingefordert und fortgeführt werden. Wenn das Wissen zu Transgender lediglich aufbewahrt wird, ist es tot. Einzig in der aktiven Benutzung, Umformung und Inszenierung kann das Gedenken an Transgender der paradoxen Aufgabe gerecht werden, Menschen, deren Leben aus der zweigeschlechtlichen heteronormativen Ordnung heraustritt, einen Platz in der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit zu geben.

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2008
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck: Hubert & Co, Göttingen
gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 978-3-8353-0237-2